

## **Ein berufs-biographischer, assoziativer, auch etwas literarischer Zugang zum Thema „Wüste“**

Wenn ich hier zu einem prima vista mir nicht unbedingt naheliegenden Thema spreche, so zum einen aus Dankbarkeit und Respekt Frau Betzendahl gegenüber, zum anderen, da mir bewusst wurde, wie stark sie meinen beruflichen Lebensweg beeinflusst hat, habe ich die Chance gerne ergriffen, mich anhand dieses Leitmotivs mit meinem beruflichen Lebensweg auseinander zu setzen. Dabei wurde mir deutlich, dass möglicherweise an einigen Stellen dieser Weg symptomatisch sein könnte für die Zeit, in der wir leben, den Übergang von Moderne zu Postmoderne.

Wenn ich hier im Kreis von auch tiefenpsychologisch Wahrnehmenden meine Assoziationen nenne, die sicherlich durch die Kultur und den geschichtlichen Augenblick, in den ich hineingeboren wurde, vorgeformt, zugleich jedoch mit individuellem Erleben angefüllt sind, so weiß ich, dass ich auch etwas – oder viel? – von mir preisgebe.

Dieses kann ich mir nur in dem Bewusstsein erlauben, dass dieser Kreis gewohnt ist, die Haltung wohlwollender Aufmerksamkeit einzunehmen, wie ich es von Frau Betzendahl (das klingt mir schon zu distanziert, ich nenne sie lieber Betzi) erfahren habe.

### **„öde, wüst und leer — die Wüste lebt“**

Seltsam, ein Wortfetzen aus der Schöpfungsgeschichte und ein Filmtitel Walt Disneys. Der erste Teil spricht von etwas Fehlendem. Sollte das Fehlende vielleicht in dem zweiten Teil des Gegensatzpaares ausgedrückt sein? Leben?

### **„Wüstenei — Wüstenfuchs“**

Erneut ein Gegensatzpaar. Ein eher unbestimmter Ort der Besinnung der religiösen Suche steht hier gegen eine listig-intellektuelle, kriegerische Auseinandersetzung — personifiziert in dem Feldmarschall Erwin Rommel, der zugleich beispielhaft für eine —scheinbar — fest umrissene Persönlichkeit steht.

### **„Trocken — Quelle (Wadi / Oase)“**

Auch hier ein Gegensatz, aber es keimt Hoffnung auf, und wie es bei Gegensätzen nun einmal ist, das eine kann ohne das andere nicht gedacht werden. Also umschließt und beinhaltet die Wüste auch eine Hoffnung? Es war Betzi, die vermittelte: Lass dich auch immer auf die Antithese mit ein!

## **„Kalt — heiß“ — als Extreme der Natur**

Auch hier ein Gegensatzpaar. Beide Teile können auf ihre Art und Weise Leben bedrohen. Gleichzeitig sind sie aber auch warnende Wahrnehmungen, Empfindungen.

Nebenbei: Steht die Antarktis, die Eiswüste, das Eis, das Coole, metaphorisch für den inneren Zustand der Welt der Postmoderne? „Fräulein Smillas Gespür für Schnee“ als Hinweis nicht nur auf eine Kriminalgeschichte?

Und dann noch wie eine weitere Assoziation. Es kommt daher wie ein Ausrufezeichen:

## **„Wüste – Urwald“**

Hier geht es endlich um das Fundamentale, das Wesentliche: Tod und Leben oder beides zusammen ?

Die Assoziationen führen zu mehr Fragen als Antworten. Nach der letzten Assoziation mussten eigentlich zwangsläufig Begriffe und Gedanken auftauchen: Schullektüre „Homo Faber“, der moderne Mensch als Handwerker, als Macher. Versagen dieses Lebenskonzeptes bei dem Versuch, mit ihm Emotionen, so z.B. Angst, zu bewältigen.

Also Schulzeit, intellektuelles Begreifen, dem Erzähler Walter Faber ähnlich. Später nochmals den gleichen Text lesen, aber irgendwie etwas völlig anderes lesen, warum eigentlich? Hier bot dann das Symposium eine Möglichkeit, der Notwendigkeit nachzugehen, sich noch einmal mit dem Bild der Wüste anhand des Homo Faber auseinander zu setzen.

Offenkundig nutzt Frisch den Ort der Wüste, konkret: der Wüste von Tamaulipas / Mexiko, als Metapher um dem Leser zu verdeutlichen, woran Walter Faber scheitert und warum sein Lebenskonzept ihn und seine Umwelt zerstört. Blicke dann noch später die Frage zu klären, wofür Homo Faber eigentlich steht. Wie Walter Faber die Wüste sieht und nicht erfährt, so sieht er sich selbst und kann sich nicht erfahren. Sein „psychischer Apparat“, und hier ist der Ausdruck einmal wirklich treffend, arbeitet präzise im Dienste der Abwehr, und hier insbesondere der Verdrängung von Angst. Homo Faber schafft Distanz zwischen sich und dem Erkennbaren mit Hilfe des technischen Mediums, der Kamera, einer Filmkamera, die sogar in der Lage wäre Prozesse zumindest abzulichten, aber wegen fehlender technischer Unterstützung — die Batterien sind schnell leer — noch nicht einmal dieses vermag. Und dann der Versuch Homo Fabers jegliche eigene Lebendigkeit technisch abzuschneiden. Er muss sich zwanghaft — schon wieder ein Abwehrmechanismus — rasieren, sonst empfindet er sich wie eine Pflanze. Hier blitzt schon der Umgang Fabers mit dem

Organischen auf. Er verschließt sich nicht nur, er bekämpft alles Lebendige, Ungeordnete, empfindet nur noch Ekel.

Ekel ist der ihm mögliche Ausdruck seiner Angst und gleichzeitig die Abwehr selbst. Das ungeordnet Wachsende ist nicht nur der Urwald, in den er sich auf die Suche nach seiner Vergangenheit begibt, es ist auch in ihm selbst als wucherndes Zellwachstum, als Krebs. Ekel wirkt als unüberbrückbares Hemmnis und gleichzeitig Schutz vor jeglicher Wahrnehmung seiner Krankheit. Hier nutzt Frisch 1955 die Metapher des Krebses im gleichen Sinn, wie ihn Susan Sonntag in ihrem Aufsatz 1977 „Krankheit als Metapher“ ausführt: „...sind doch unsere Anschauungen über Krebs und die Metaphern, die wir ihm angehängt haben, in hohem Maße Vehikel für die großen Unzulänglichkeiten dieser Kultur, für unsere oberflächliche Haltung dem Tod gegenüber, für unsere Ängste gegenüber dem Gefühl, [...]“

Aber zurück zum Bild der Wüste. Wie im Rahmen unserer psychotherapeutischen Bemühungen oft das Nicht-Gesagte wichtiger ist als das Gesagte, ist zu fragen: Was sieht Faber in der Begegnung mit der äußeren, der Wüste von Tamaulipas/Mexiko nicht? Faber: „...da sind Agaven, eine Pflanze, die ein einziges Mal blüht und dann abstirbt.“ Wie schon in den vorher gesehenen Eidechsen und Spinnen darf er weder in Tieren noch in Pflanzen etwas Lebendiges entdecken. Schauen wir einmal genauer hin, lassen wir uns nicht von den Endpunkten der pflanzlichen Existenz verwirren: Was liegt denn zwischen dem Entstehen der Agave und ihrem Vergehen? Sie hat geblüht, sich entfaltet, war voller Saft und grüner Farbe, hat sich vermehrt, um dann in ihren Nachkommen weiter zu leben. Und noch mehr:

Die Agave hätte Faber kleiden, nähren und schützen können, Faber kann ihm angebotenes Lebendiges nicht sehen und in Anspruch nehmen. Mexikaner nutzen die Stacheln der Agave als Nadeln, die praktischerweise in den Fäden auslaufen, um Kleidung herzustellen, auch sind Sisalteppiche aus Agavenfäden gewebt, die sich im Herz der Pflanze sammelnde Flüssigkeit — Pulque — wird vergoren getrunken, oder das Herz der Pflanze wird zu Schnaps gebrannt — Tequila.

Wenn Homo Faber schon nicht das Lebendige und das Leben Spendende in der Außenwelt erkennen kann, wie soll er dann das Mystische im Bild der Wüste erahnen. Den Mond reduziert er auf eine „...errechenbare Masse...“, Die Bergrücken im Mondeslicht begegnen ihm zwar als „... Rücken von urweltlichen Tieren...“, nur um das kurz geschaut auf „...Gestein, wahrscheinlich vulkanisch...“ einzustampfen. Er merkt gar nicht dass es ihm leid tut, keine Engel zu schauen: „ keine versteinerten Engel, es tut mir leid; auch keine Dämonen...“. Faber sieht den Hauch der Ewigkeit „...Ich sehe auch keine Sintflut, sondern Sand vom Mond beschienen, vom Wind gewellt wie Wasser...“, kann, darf sie nicht verspüren. Er reduziert sein Verbleiben, eingebettet in die Ewigkeit auf messbare 85 Stunden

Einen Bogen möchte ich noch zurückschlagen zu einer der Fragen, die sich aufdrängten. Was verspürte der hoch-empfindsame Autor Frisch bereits 1955?, das ihn diesen Prototyp des heutigen Menschen erfinden oder erahnen ließ? Was sah er, was verspürte er in sich, der 1990 an Magenkrebs starb? Frisch entwirft das Bild des Menschen im 20., und

vielleicht erst recht im 21. Jahrhundert. Menschen, die **wüst und leer** sind, angefüllt mit Zahlen, Fakten, kalt beschienenen Bildern.

Aber da ist noch etwas, ist es vielleicht das eigentliche Anliegen Frischs? Er führt vor Augen, präzise und bildgewaltig zugleich, dass **die Wüste lebt**.

Hier ist der Ort, wie zu Beginn auch über Persönliches zu sprechen.

Schon die ersten Assoziationen deuteten auf meinen psychischen Lebensweg. Erst Mediziner, ein medizinischer Denker, dann Psychologe, der Freud vehement bekämpfte, der die Technik der Gesprächspsychotherapie Rogers erlernte, dann mit Betzis Hilfe tiefenpsychologisch fundierter Psychotherapeut. — Ich führe mir gerade diesen Ausdruck einmal bildlich vor Augen und erkenne die Unmöglichkeit, dem innewohnenden Anspruch zu entsprechen. — Vielleicht werde ich irgendwann einmal dem Bild eines Arztes im eigentlichen Sinn näher kommen.